

Was Weihwasser wirkt

Oder: Den anderen in Gottes Obhut geborgen wissen wollen

Wenn meine Mutter von ihrer Kindheit auf dem westfälischen Bauernhof erzählt, mit Vater und Mutter, mit sechs Geschwistern, mit der unverheirateten, bigotten Großtante und dem Großonkel, einem pensionierten Lehrer, der penibel die Schularbeiten beaufsichtigte, mit dem Kindermädchen, das – selbst kaum älter als die größeren Kinder – die Kleinen liebevoll umsorgte, mit Knechten und Mägden, die von der frommen Tante streng kontrolliert wurden, ob sie auch pünktlich zur Beichte und zur Kommunion gingen, dann wird eine Welt lebendig, die es so nicht mehr gibt. »Gott sei Dank«, sagt meine Mutter, »was meinst du, was wir bei der Tante strammstehen mussten!« Aber sie sagt auch: »Wir haben so viel gearbeitet, aber wir hatten es auch schön, wir waren doch so viele und wir haben so viel Spaß miteinander gehabt.«

In den Erzählungen meiner Mutter wird auch ein Katholizismus lebendig, den es so nicht mehr gibt. Mit Marienaltären und gemeinsamem Rosenkranzgebet. Mit langem Anstehen vor dem Beichtstuhl und Wallfahrt nach Kevelaer als Belohnung für gutes Betragen. Da wurde in der Erntezeit der Pfarrer telefonisch um Dispens vom freitäglichen Fastengebot gebeten, damit für die vielen Helferinnen und Helfer ein Fleisचेintopf gekocht werden konnte. Da war die kranke Tante in Sorge, ob das Tröpfchen Wasser, das von der kalten Kompresse in ihren Mundwinkel geraten war, nicht schon das Nüchternheitsgebot vor dem Empfang der Krankenkommunion verletze.

»Die Tante«, sagt meine Mutter, »hat vieles so ganz anders gesehen als wir heute. Sie hat eigentlich alles übertrieben, das fanden wir

schon damals. Aber sie hat sich wirklich echte Sorgen um uns gemacht, dass wir auch in den Himmel kommen.« Davon zeugt die folgende Geschichte, die in meiner Familie erzählt wird:

Eines Tages sagt ein Hausmädchen zum Großonkel:

»Onkel, it mött (Ihr mögt) doch woll guod daudgoahn (gut »tot gehen« – sterben) un in Hiemmel komm!«

»Wu meinst dau dat, un wat hiers dau do met de dauhn (zu tun)?«

»Joo, de Tante geiht jeden Oabend op incke (Eure) Kammer und besprengt dat Biär (Bett) met Wiewader (Weihwasser)!«

»Wat hör eck da? Min Biär weaht met Wiewader besprengt?«

»Jau jau, ganz siecker (sicher)!«

Anderntags fragt der Großonkel seine Schwester:

»Wat daust dau op mine Kammer und wat mäkst dau met min Biär? Vom Wiewader weaht (wird) min Biär blaus fucht (feucht)!«

»Jo, eck denk ümmer, du künnt unverhofft daudgoahn, dat we keinen Geistlicken hoallen künnt, un dann es din Biär wenigstens met Wiewader besprengt. Und dat Wiewader, dat soll woll guat sin, dat diene Siäll (Seele) in Hiemmel kömmt.«

»Seih du men tau (Sieh du mal zu), dat dau diene Siäll in Hiemmel kriest, ek sall de miene woll drinkriegen!«

»Wir sehen das heute ja ganz anders mit dem Weihwasser – so als Erinnerung an die Taufe!«, sagt meine Mutter und ein bisschen



klingt es, als müsse sie sich für ihre Tante entschuldigen. Aber zu den lebhaften Erinnerungen meiner eigenen Kinderzeit gehört, dass wir vor dem Schulgang mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet bekamen. Man spürte das Wasser noch ein wenig auf dem Weg, ungefähr bis zur nächsten Ecke, dann war es getrocknet. Ich habe mich bei dieser Segenshandlung eigenartigerweise immer »groß« gefühlt. Und ohne dass ich Genaueres wusste, schloss sie auch irgendwie an das an, was wir am Sonntag in der Kirche taten und hörten. Der gelegentlich frisch befüllte Weihwasserkrug bezeugte das.

Das Kind zu segnen, das sich allein auf den Weg macht, das unterwegs und in der Schule seine eigenen Erfahrungen fernab vom häuslich-familiären Einflussbereich macht, ist eine nachdrückliche Geste, die Schutz erbittet, aber auch Zutrauen kenntlich macht: »Geh deinen Weg, aufrecht und sicher. Du bist nicht allein!« Ich habe im Umgang mit

dem eigenen Kind ganz selbstverständlich angeknüpft an das, was ich als Kind erfahren habe. Ich tue mich mit vielem schwer, was »Brauchtum« ausmacht, aber dies fiel mir sehr leicht, denn es berührt das Zentrum des Glaubens: Den anderen um seiner selbst willen in der Obhut Gottes geborgen wissen wollen. »Gott segne dich!« »Dich auch, Mama!« Das ist nichts »nur« Familiäres, gar Privates, sondern im Letzten Ausdruck auch der gemeinsamen Gotteskindschaft, in die wir durch die Taufe hineingestellt sind. Ich gebe zu, ich habe nie daran gedacht, zu diesem Zweck ein Devotionaliengeschäft aufzusuchen und ein Weihwasserkesselchen anzuschaffen, aber in der Osternacht haben wir uns viele Jahre lang auf die Zehenspitzen gestellt und uns gemeinsam ganz groß gemacht, um frisch gesegnetes Wasser abzukriegen, und waren immer besonders zufrieden, wenn das Gesangbuch ordentlich nass war.

Rita Burrichter

Wir basteln Palmbuschen

Oder: Über das katechetische Handeln der Kinder

Gelegentlich sieht man es in Fernsehsendungen mit Titeln wie »Zauberhafte Heimat«: Eine Palmprozession zieht mit lautem Gesang und Bläsergruppe durch frühlingshafte Felder. Kinder tragen wunderschön gestaltete Palmstöcke, zum Teil als Kronen gestaltet, mit bunten Bändern, Perlen, Äpfeln und einem Ei geschmückt, aus Weidenkätzchen, Buchsbaum und Wacholder kunstvoll gebunden. Ich bin dann immer ganz beeindruckt, weil ich nicht so gut basteln kann, aber auch ganz unsicher: Ist das Folklore oder Liturgie? Oder beides? Und ist eine Unterscheidung überhaupt wichtig?

Der Leiterin des Kindergartens ist diese Frage ganz egal. Sie sagt: »Das ist ganz wichtig! Das ist die Chance, religiöses Grundwissen zu vermitteln und den Kontakt zur Gemeinde zu halten. Das ist mein wichtigster religionspädagogischer »Baustein« in der Fastenzeit. Die Kinder wollen wissen, wie es Jesus ergeht, und wir machen das ganz anschaulich. Wir erzählen, wir singen, wir spielen und wir binden Palmstöcke. Und weil man dann was in der Hand hat, was man sehen kann und zeigen möchte, kommen auch die Eltern zu Palmweihe und Palmprozession.«

Aha, wusst' ich's doch! Noch nicht einmal Folklore, sondern Preisschau hübscher Bastelarbeiten! Aber irgendwie ist es doch noch anders: »Die Kinder wollen ja eigentlich immer kommen, die Eltern wollen das oft nicht so gern. Sie fühlen sich fremd. Aber die Kinder wissen: Wir sind da wichtig! Und deshalb kommen auch die muslimischen Kinder mit ihren Eltern zur Palmweihe, auch wenn sie an Prozession und Gottesdienst nicht teilneh-

men.« Da ist was dran! Ohne die schmetternden Stimmen der Kindergartenkinder wären wir auf dem Kirchplatz ein ziemlich trauriges Häufchen.

»Das mit den Palmstöcken und den Eltern, die dann zur Kirche kommen sollen, um zu sehen und zu hören, was die Kinder in den letzten Wochen gemacht haben, das ist ja so ein bisschen Rattenfängermentalität – aber da steh' ich zu! Die Hemmschwelle ist dann niedriger. Man weiß, worum es geht, und traut sich. Es sind auch wirklich meist alle da. Ja, es geht so ein bisschen in Richtung Martinszug, aber ist das schlimm? An Palmsonntag lassen sich auch die Väter mal sehen, die sind ja sonst kaum da. Im Anschluss an den Gottesdienst ist Frühschoppen im Kindergarten, eine Gelegenheit für die Väter, sich untereinander kennenzulernen und mit den Kindern an ihrem Alltagsort zusammen zu sein. Das machen wir jetzt ein paar Jahre. Das ist eigentlich schon Tradition.«

Das Brauchtum des Palmsonntags ist – bei allen regionalen Unterschieden – schon lange »kindzentriert« und dabei immer »kommunikativ«: Kinder lassen für kinderlose Verwandte und Nachbarn Palmzweige segnen. Kinder schenken ihre Palmbuschen ihren Taufpaten. Kinder ziehen im Anschluss an die Prozession von Haus zu Haus und kündigen das kommende Osterfest an. Ja wahrhaftig, so war es wohl schon immer: »Wir sind da wichtig!«

Wenn ich es mir nun abgewöhnen könnte, die begeisterte Frömmigkeit vieler Kindergartenkinder nur als Episode zu sehen: »Spätestens



nach der Erstkommunion sehen wir die nie wieder!«, wenn ich es mir abgewöhnen könnte, die partielle Teilhabe vieler Eltern als Servicementalität zu beklagen: »Die wollen nur ein schönes Fest und die Dekoration ist das Wichtigste!«, wenn ich es mir abgewöhnen könnte, die gemeindlichen Geselligkeitsformen als nebensächlich abzutun: »Aber in der Kirche sind sie nie!« – Was dann? Vielleicht könnte ich die Begeisterung, das Gewusel, den lauten Gesang der Kindergartengruppe als katechetisches Handeln der Kinder sehen,

als katechetisches Handeln an ihren stummen Eltern, aber auch an mir, die eigentlich gut Bescheid weiß mit den ausdeutenden Riten und doch oft genug wider besseres Wissen den Frühschoppen nicht dazurechnen mag. Dabei ist der doch schon Tradition.

Rita Burrichter

Nachdenken über Gegenwart

Oder: Wie Bedenken gegenüber einem Fest dessen Kern sichtbar werden lassen

»Wenn schon Kirche, dann katholisch! Und das Allerschärfste«, sagt die Kuratorin, während sie mit mir durch die Ausstellung mit Werken der modernen Kunst geht, »das Allerschärfste ist die Fronleichnamsprozession. Das ist doch toll, wie da der Zusammenhang von Sehen und Verstehen aufgezeigt wird – genau wie hier!« Ich zucke zusammen.

»Hoffentlich gehen heuer mehr Gemeindeglieder mit, als Touristen am Straßenrand stehen«, sorgt sich die Religionspädagogin aus einem idyllischen Ort in Niederbayern und trifft damit haargenau die Bedenken des Liturgiewissenschaftlers: »Wo die traditionelle Gestalt bloß konserviert wird, droht ein Abgleiten ins Folkloristische«, schreibt *Andreas Heinz* 1995 in der dritten Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche. Ich nicke zustimmend.

Schon 1960 fällt in der zweiten Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche eine große Zurückhaltung gegenüber diesem Fest auf. *Josef Andreas Jungmann* müht sich, die in der Mitte des 20. Jahrhunderts noch vielerorts wirksame gegenreformatorische Akzentuierung der Fronleichnamsprozession mit Verweis auf die vielfältigen Dimensionen ihrer Entstehungsgeschichte zu korrigieren: »Wie ersichtlich, wollte die Fronleichnamsprozession weder Polemik noch demonstrative Schaustellung.« Und er schließt mit einem liturgiekatechetischen Appell: »Stärkere Konzentrierung auf den religiösen Sinn der Fron-

leichnamsprozession erscheint als Aufgabe der Gegenwart.«

»Schon richtig«, sagt der Pfarrer, »als die nach außen gewendete Seite des Gründonnerstags kann ich Fronleichnam gut verstehen und ist mir das Fest auch wichtig. Begegnung mit Gott im Sakrament ereignet sich eben nicht nur im Gottesdienstraum. Dass Christus in unserer Mitte lebendig ist, soll auch an den Orten des Alltags und auf den Alltagswegen sichtbar sein. Aber mal ehrlich: Wenn's das nicht schon gäbe, würde ich es auch nicht erfinden. In unserer atomisierten Gesellschaft erscheint das mit der Prozession doch besonders demonstrativ und dabei vollkommen unverständlich. Wer versteht denn noch die Hintergründe und Symbole? Wenn wir mit der Monstranz an den heruntergelassenen Rollläden vorbeiziehen und Autofahrer ihre Verachtung demonstrieren müssen, indem sie ihre Vorfahrt erzwingen und unsere Prozession zum Anhalten nötigen, was wird denn da sichtbar und deutlich?« Ich stimme betreten zu – auch beschämt, weil ich regelmäßig zu Fronleichnam froh bin, keine Amtsträgerin zu sein.

Die Faszination meiner künstlerisch gebildeten Bekannten und auch mein Interesse an philosophischen und theologischen »Konzepten« von Realpräsenz lässt der Pfarrer für die Praxis der Fronleichnamsprozession nicht gelten. »Das ist doch bloß ein theoretisches Konstrukt. Die Frage ist doch: Ist das, was wir da tun, verstehbar in unserer Gegen-



Fronleichnam-
prozession in
Mardorf, Hessen

wart, ist es irgendwie ›geerdet‹? Und damit: *in meinem Glauben* verankert? Also: Wo sind die Orte ›draußen‹, an denen man Gottes Nähe deutlich machen muss? Und wo sieht man bei uns, *an* uns, dass die gottesdienstliche Gemeinschaft nicht mit dem Ende des Gottesdienstes zu Ende ist? Deshalb feiern wir bei uns zuerst Eucharistie, machen dann die Prozession in die Nachbarschaft – abwechselnd einmal hierhin, einmal dorthin – und laden

anschließend zur Begegnung bei Essen und Trinken ein, zur Agape. «

Fragen und Bedenken sind damit nicht restlos ausgeräumt, aber einmal mehr wird deutlich: Nachdenken über reale Gegenwart ist immer verbunden mit Nachdenken über reale Gegenwart.

Rita Burrichter

Näher kommen – verbunden sein

Oder: Über die Sehnsucht nach dem Heiligen

Muss ich es erklären oder wissen es alle? Die Band »Tokio Hotel« ist die erfolgreichste deutsche Newcomer-Band aller Zeiten. Es sind vier Jungen, die da Musik machen und die Mädchen zum Kreischen bringen. Und vor allem zwei von ihnen, die Zwillinge Tom und Bill, die sind so süß, echt so voll süß!

Neulich las ich in der FAZ über das letzte Live-Konzert: »Nach eineinhalb unterhaltsamen Stunden verabschieden sich die Musiker. Bill Kaulitz wirft sein Handtuch in die Menge, und es bedarf acht gestandener Männer vom Security-Dienst, den wie von Sinnen

kämpfenden Mädchen den Fetzen sicherheitshalber zu entreißen.«

Sie lachen oder schütteln verständnislos den Kopf? Die Mädchen lachen auch, wenn sie im Religionsunterricht hören, dass man der heiligen Elisabeth auf dem Totenbett Haare, Stücke vom Gewand und sogar einen Finger abgeschnitten hat, und sie schreien »iiihhh« oder »uuuhhh«, wenn sie Bilder von barocken Reliquienschreinen sehen, in denen Skelette kostbar gekleidet und geschmückt ausgestellt sind.

Ich bin gleichermaßen fasziniert von der modernen und der vormodernen Reliquienkul-

Akzent

284 KatBl 132 (2007) 284–285



Die Gebeine der
hl. Munditia, einer
sog. Katakomben-
heiligen, in der
Peterskirche in

München:

Als im 16. Jahrhundert
die Katakomben in
Rom wiederentdeckt
wurden, glaubte man,
dort seien nur Märty-
rer der christlichen
Frühzeit bestattet
worden. Die Skelette
waren als Reliquien
außerordentlich be-
gehrt. Für die Echtheit
bürgten Beglaubig-
ungsurkunden
hoher kirchlicher
Autoritäten.



tur. Ich lese Berichte über die mittelalterliche Erhebung von Gebeinen, darüber, dass übergroße Erregung alle Beteiligten ergreift, wenn Wohlgeruch dem Grab entströmt, dass Heilungswunder sich ereignen, wenn die Prozession zur Überführung der Reliquien vorüberzieht. Ich versuche mich einzufühlen in diesen Wunsch, dem Heiligen ganz nahe zu sein, Anteil zu haben daran, indem man es sieht, fühle, riecht, ja sogar schmeckt. Ziemlich fremd bleibt es mir doch.

Ich lasse mir von einer Studentin erzählen, wie das ist, Fan zu sein, alles zu wissen über den verehrten Popstar: »Hart angearbeitetes Wissen, teuer erkaufte mit unzähligen Bravos.« Ich frage nach, ob man sich denen echt verbunden fühlt: »Ja, man glaubt, man kennt die wirklich, man meint zu wissen, was sie denken, und man ist fest davon überzeugt, dass sie auch mit mir, mit uns, mit den Fans ganz eng verbunden sind.« Eine Beziehung, die dadurch gekrönt wird, den Verehrten zu sehen oder gar von ihm gesehen zu werden. Etwas zu berühren oder zu besitzen, was der Verehrte berührt hat, gar von ihm selbst berührt zu werden: »Das ist das Größte!« Ich versuche, mich einzufühlen in so eine Beziehung. Ziemlich fremd bleibt sie mir doch.

Mein eigenes Empfinden von Nähe zum Heiligen ist ganz woanders angesiedelt: in der Liturgie, auch – aber nicht immer zuverlässig –

im Kirchenraum, oft in Alltagssituationen, die mich auf einmal überfallartig von ganz woanders her berühren. Vermutlich bin ich, wie viele meiner Generation, in dieser Beziehung ein echtes Kind meiner Zeit. Wir haben nach der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils gründlich aufgeräumt mit der materiellen Heiligkeit und uns der Heiligkeit in Gemeinschaft, in Beziehung, in Kommunikation zugewandt, bis wir gar nicht mehr wussten, ob es da noch ein Etwas gibt oder ob alles nur Zuschreibung von Bedeutung ist.

Wir haben uns dann aufgemacht und das Heilige ganz neu entdeckt. Wie Ethnologinnen und Ethnologen schauen wir nun auf Fußballstadien, in Museen, hören Popmusik und entdecken dort Religion. Wir sind fasziniert, aber hat es wirklich mit der Sehnsucht nach dem Heiligen zu tun? Was bedeutet es für die, die da feiern, außer sich geraten, ergriffen sind? Kann man den vormodernen und den modernen Reliquienkult miteinander vergleichen?

Die Studentin bleibt skeptisch: »Frau Burrichter, ich glaube, das sehen nur Sie so. Meine Oma sieht das jedenfalls nicht so, wenn sie vor dem Schrein des hl. Vitus betet, und als ich noch Fan der Kelly-Family war, hab' ich das auch nicht so gesehen.«

Rita Burrichter

Beten braucht Übung!

Oder: Über den Versuch, angesichts eines Verlusts den Gewinn zu erhoffen

»Zum »Beten« darfst du *mich* fragen«, sagt mein alter Freund, als ich ihm von meiner regelmäßigen Rubrik, die ich für die KatBl schreibe, erzähle. Und als ich ihn frage, erzählt er mir vom familiären Rosenkranzgebet, vom häuslichen Gebet bei Sturm und Gewitter, vom Beten vor dem Essen und vor dem Schlafengehen. Er erzählt mir von der Selbstverständlichkeit und Regelmäßigkeit, mit der das Gebet und die Gesten der Frömmigkeit – die gefalteten Hände, das Kreuzzeichen, die Kniebeuge – sein Alltagsleben von klein auf begleitet, geprägt und strukturiert haben. Er erzählt davon, dass es undenkbar gewesen wäre, sich dem zu entziehen, gar zu widersetzen. Aber: »Ich habe mich davon nie eingengt gefühlt«, sagt er und fast klingt es ein bisschen überrascht.

Sein Blick zurück auf diese Form von Gebetspraxis ist nicht verklärend, auch nicht wehmütig. Er gehört nicht zu denen, die meinen, dass früher alles besser war. Er weiß um die Dynamik gesellschaftlicher Veränderungen und er schätzt das Mehr an Freiheit und Entscheidung, auch und gerade in religiösen Dingen, auch und gerade im Gebet. Dass die Gottesbeziehung Wirklichkeit wird in einer je gegenwärtigen personalen, existenziellen, das ganze Leben mit all seinen Brüchen und Veränderungen umschließenden Beziehung und dass wir deshalb mit un stetigen Formen gelebter Frömmigkeit zu rechnen haben, das ist ihm selbstverständlich.

Aber gerade deshalb beunruhigt ihn der geradezu flächendeckende Verlust des regelmäßig

und selbstverständlich geübten Gebets, beunruhigt ihn nicht zuletzt sein eigener Verlust.

Ich weiß nicht, wie oft ich in den letzten Jahren im Kreise religionspädagogisch engagierter Menschen über das Verhältnis von »Tradition und Erfahrung«, von »Kirchlichkeit und Religiosität«, von »Glaubenswissen und religiöser Kompetenz« gesprochen habe. In diese Zusammenhänge gehört auch das Thema »Beten« mit seinem Verhältnis von »Form und Inhalt«, mit dem Zueinander von »Einübung in eine Praxis und freie Entfaltung einer Praxis«. Ich glaube, alles Wesentliche ist dazu gesagt: Wir haben uns darauf geeinigt, dass Übung nötig ist, Zwang aber zu vermeiden und vor allem Erfahrung zu ermöglichen. Wir wollen Angebote einer sinnlich, affektiv und kognitiv anspruchsvollen und ansprechenden Gebetspraxis entwickeln. Wir schätzen die unbefangenen und spontanen Neuformulierungen. Wir akzeptieren auch die Verweigerungen. Wir vermitteln angesichts des Traditionsverlusts das Überkommene mit neuem Engagement. Patentrezepte haben wir nicht. Aber wir sind zuversichtlich: Wir schauen nicht auf das »nicht mehr«, sondern auf das »immer noch« und vor allem das »jetzt wieder« und das »jetzt so« und – nicht zu vergessen – auf das »jetzt endlich«.

Aber was ist eigentlich mein »jetzt wieder«, »jetzt so«, »jetzt endlich«? Wie gehe ich um mit meinem eigenen Verlust? Meine Unsicherheit bezüglich des Betens in der Öffent-



lichkeit. Die kommt nicht erst im Restaurant auf, sondern in fröhlicher Runde mit den Gästen an meinem eigenen Tisch. Mein Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner frommen Gesten. Ist die Kniebeuge Konzession an die Umstehenden oder echt empfundene Demut? Meine Sprachlosigkeit im stillen Gebet. Nachdem ich mit den herrscherlichen patriarchalen Texten abgerechnet habe, fehlen mir oft die Worte.

Zwischen »verlieren« und »finden« liegt Zeit. Die Gleichnisse des Neuen Testaments wissen darum. Zeit verändert. Und nicht je-

des Finden ist ein Wiederfinden. Das Rosenkranzgebet im Kreis der Familie wird nicht wiederkommen. Aber auch wenn dessen Verlust nicht einzuholen ist, dann könnten wir vielleicht doch den Gewinn mitnehmen. »Ich habe mich davon nie eingeengt gefühlt«, sagt mein Freund. Ich suche eine Gebetspraxis, die zu mir passt, nicht zu eng, aber auch nicht zu weit, gerade richtig für meinen Dank, meine Bitte, mein Lob. Ungesucht helfen mir alte Formen beim Finden. Das hat mich gar nicht überrascht.

Rita Burrichter

Ein Licht für die Welt

Oder: Tertullian, Vigilantius und Calvin setzen sich nicht durch

Man muss sich schon beeilen! Ungeduldig warten nicht nur die Kinder darauf, dass der Zug von Messdienern, Lektorinnen und Priester endlich verschwunden ist. Jetzt aber fix, dass man noch einen freien Platz erwischt. Die ältere Dame da vorn spendet immer drei Kerzen auf einmal und der Leuchter ist doch schon fast voll. Sollen wir an ihr vorbeispurten? Oder diesen kleinen Stummel da vorn unauffällig ausmachen und durch unsere Kerze ersetzen? Lieber nicht! In der Basilika Sacré-Cœur in Paris musste ich mal erleben, dass ein Kirchenbediensteter umgehend unsere gerade entzündeten Kerzen löscht und zurücklegt, auf dass die nächste Touristenhorde den Opferstock befüllen möge. Das fand ich ganz schrecklich.

Nicht nur an den touristischen sakralen Umschlagplätzen dieser Welt, sondern noch in der unscheinbarsten Vorortkirche ist der Kerzenleuchter am Eingang, beim Tabernakel, vor dem Marienbild oder in einer Seitenkapelle der meistbesuchte Ort. Denn hier finden auch Menschen hin, die nicht am Gottesdienst teilnehmen; hier verweilt, wer »nur mal eben« an der Kirche vorbeigekommen ist, hier findet die elementare – manchmal einzige – religiöse Sozialisation vieler Kleinkinder statt. Als die evangelische Gemeinde am Ort ganz dringend um Spenden für einen neuen Kerzenleuchter bittet, weil der alte akut unfallträchtig sei, aber man ihn wegen seiner Beliebtheit nicht einfach wegnehmen könne, bin ich doch etwas verblüfft ob solch »katholischer Umtriebe« und frage bei mei-

ner evangelischen Kollegin nach: »Was tut ihr denn da?« »Im Zweifelsfall beten!«, war ihre lakonische Antwort.

Der Gebrauch von Kerzen in Liturgie und Frömmigkeit ist keine christliche Erfindung, sondern eine Übernahme vor- und außerchristlicher Bräuche verschiedener Art. Elemente römischer Sühneprozessionen, etruskischer Totenkulte, germanischer Winter Sonnenwendbräuche finden sich hier wieder. In den ersten Jahrhunderten wird die Entwicklung noch sehr kritisch kommentiert. So polemisiert *Tertullian* (gest. um 230) gegen die Übernahme von heidnischen Bräuchen, ausdrücklich auch gegen den Kerzengebrauch. Und durch den Widerspruch des *Hieronymus*, der das Kerzentragen in Evangelienprozessionen verteidigt, wissen wir vom Protest des *Vigilantius* im 4. Jahrhundert. Die unaufhaltsame Verchristlichung des Gebrauchs von Kerzen wird theologisch-metaphorisch »abgesichert«: Christus als Licht in der Finsternis; Christi Liebe als nie vergehende Flamme; die Kerze, die sich selbst verzehrt, als Inbild des gekreuzigten Christus. Aber solche Deutungen verhindern nicht, dass der Kerzengebrauch und die Kerze selbst auch weiterhin dingmagisch verstanden werden: als Omen, als Abwehrzauber, als Materialisierung einer vorbestimmten Lebensspanne. Dies und ihre kirchlich-ökonomische Nutzung als Opfer- und Votivkerze sind wohl auch Gründe dafür, dass die Reformatoren dem Kerzengebrauch kritisch bis ablehnend gegenüberstanden.



Und heute? Lupenrein christlich ist sicher nicht alles, was beim Anzünden einer Kerze gedacht, gehofft, gewünscht, erbeten und gebetet wird. Aber das Anzünden einer Kerze ist immer etwas, das für andere oder für etwas vollzogen wird: ein Licht für Klaus und Sabine, die neulich geheiratet haben; für Rudolf, der Krebs hat; für Svenja, die gerade

Klausur schreibt; ein Licht für die Oma, die gestorben ist; für die Opfer von Krieg und Gewalt; für den Frieden; ein Licht für die ganze Welt. Licht für die Welt – dafür sollte sich doch ein Platz finden lassen in unseren Kirchen!

Rita Burrichter